

Der Roman einer Todtge- sagten.

Berlin, im November.

Vor einigen Tagen wurde berichtet, daß Miß Wanda, die einst viel gefeierte und allbekannte Königin der Luft, eine Luftseil- und Trapezkünstlerin, deren Leistungen seiner Zeit das größte Aufsehen erregt haben, in der Nähe vom Ems als Inhaberin eines herumziehenden Karouffels in einem der bekannten Künstlerlogen und gestorben sei. Woher die Nachricht kam, von welcher Seite sie lanciert worden ist, ob sie auf einer Verwechslung beruht; oder vielleicht der Aoptierung des bekannten Namens durch eine freundliche Kollegin ihre Aufhebung verdankt, wer sollte es nachträglich feststellen? Genug, die Nachricht trat nicht zu; denn unmittelbar, nachdem die Notiz in die Öffentlichkeit gelangt war, traf ich Schreiben aus Berlin an, in dem die fälschlich Todtgesagte konstatierte, daß sie noch unter den Lebenden weile. Mit diesem Schreiben war zugleich eine Einladung an unsere Redaktion verbunden, die Todtgesagte, jetzige Frau Schwandke, genannt Frankloff, alias Miß Wanda, in ihrem beschriebenen Heim zu besuchen, das sie seit einem Jahr in der Mariannenstraße aufgeschlagen hat.

Also sie war noch am Leben. Ihren lustigen Künften freilich hatte sie, wie sie uns schrieb, schon seit geraumer Zeit entsagt. Als Mäntelwärterin habe sie nach mancherlei Zerrfahrten, nachdem von ihrem früheren glänzenden Leben wenig mehr als die Erinnerung übrig geblieben sei, sich ihr Brod verdienen gelernt. Der Brief enthielt noch einzelne Angaben bezüglich der persönlichen Verhältnisse des einstigen Stars der Spezialitätenbühne, interessant genug, um unseren Mitarbeiter zu veranlassen, der freundlichen Einladung Folge zu leisten.

Das Haus, welches Miß Wanda jetzt bewohnt, liegt in unmittelbarer Nachbarschaft der großen Heerstraße, welche in dem verflochtenen Sommer vom Halle'schen und Kottbuser Thor aus viele Tausende ihrer einstigen Bewunderer mitten durch die dichtbesiedelten Arbeiterviertel hindurch nach Treptow zur Ausstellung gelangen ließ. Alte, biedere Leute sind's, bei denen sie Aufnahme gefunden hat, sie nennt sie ihre Wohlthäter. Der Mann ist krank und muß zur Zeit das Zimmer hüten, ein Veteran der Arbeit und der Fetzzeuge, die er unter der Fahne mitgemacht hat. Er vertrieb unserem Mitarbeiter die Zeit, bis seine Mietheerin erscheinen konnte.

Nach einer Weile betrat dann die Erwartete die gute Stube ihrer Wirthsleute. Eine hohe, angenehme Erscheinung, deren sympathischen Zügen und lebhaften braunen Augen man die 40 Jahre, die sie, wie sie lächelnd versichert, zählt, nicht ansieht. Ihr sorgfältig gekräuseltes Haar, die gewohnte Sprache, sowie gewisse Eigenheiten der im Uebrigen einfachen Kleidung lassen einen unbestimmten Kontrast zu ihrer augenblicklichen Umgebung nicht verkennen. Es umgibt sie noch heute ein undefinirtes Etwas, das die ehemalige Artistin sogleich erkennen läßt.

Sie erzählt ihre Lebensgeschichte — den „Roman einer Verschollenen“. Durch alles, was sie zu berichten weiß, läuft ein rother Faden und als treibendes Element das Verhältniß zu ihrem Gatten, dem Artisten Schwandke, der in der Künstlerwelt den Namen Frankloff führt. Daneben ist das, was sie sagt, reich an interessanten Episoden. Wir theilen die Ausführungen der Frau, die im schlichter und überzeugender Weise gegeben wurden, mit ihren eigenen Worten mit.

„Ich bin geboren,“ so berichtete sie, „in Bromberg. Mein Vater war Werkführer in einer dortigen Effigabrit. Als ich zwei Jahre alt war, starb meine Mutter. Ich bekam eine Stiefmutter, die mich furchtbar schlecht behandelte. Sie schlug mich sehr, und so lief ich in meinem neunten Jahre meinen Eltern auf und davon.“

Mein Verschwinden bereitete meinen Angehörigen wenig Kummer. Ich war eben fort, und Niemand kümmerte sich um meinen Verbleib. Erst vier Jahre später wurden Nachforschungen nach mir veranstaltet. Mein Vater war beschuldigt worden, mich meiner Stiefmutter zu Gefallen beseitigt zu haben. So fand mich die Polizei bei den Landleuten, von denen ich in Marienort in der Nähe von Bromberg aus Mitleid nach meiner Flucht aus dem Elternhause aufgenommen worden war, und die mich bis dahin erzogen hatten.

Einige Zeit später erwachte aber

doch eine unbestimmte Sehnsucht nach meinem Vater in mir. Im Einderständniß mit den Leuten, bei denen ich Aufnahme gefunden hatte, machte ich mich zu Fuß nach Bromberg auf den Weg. Auf meiner Wanderung traf ich auch eine italienische Seiltänzerin, die Bono-Truppe, der ich mich zunächst nur auf ein Stück Weges anschloß. Ich fand Geschmack an dem Artistenthum, gab mein Projekt der Heimkehr nach Bromberg auf und schloß mich der Gesellschaft an.

Vier Jahre blieb ich bei ihr und ich verließ sie erst in meinem 17. Lebensjahre als junge Frau. Nach einiger Zeit stieß der Gymnastiker Schwandke, genannt Frankloff, zu uns; wir lernten uns kennen und lieben und nach zwei Jahren wurde ich seine Frau. Bald nach unserer Verheirathung trat mein Mann ein Engagement bei einem Circus an, der damals in Marienburg gastirte und später eine Rundreise durch viele kleinere deutsche Städte antat. Ich begleitete ihn und erhielt auf dieser Fahrt durch ihn meine eigentliche Ausbildung als Artistin. Ich war eine sehr gelehrige und begabte Schülerin, die ihren Lehrer und ihre Umgebung durch ihre Leistungen in Erfahrenen verzeigte. Bald war ich die „Königin der Luft“, als die ich später meine Triumphe feierte. Ich arbeitete gemeinsam mit meinem Mann und führte als Erste in Deutschland das Kunststück aus, aus gewaltiger Höhe am schräg gespannten Seile herabzugleiten, indem ich an den Anrieheln hing und ihn an einem Ringe mit den Füßen festhielt.

Wir fanden gemeinsames Engagement im Circus Cinielli in Petersburg. Ich hatte mich fortgesetzt vervollkommen, und wir hatten große Erfolge. Dann ging es nach Moskau, von wo uns Garre an seinen Circus nach Brüssel berief. Mein Ruhm wuchs von Tag zu Tag, und mit ihm unsere Einnahmen, die schon damals eine bedeutende Höhe aufwiesen.

Es folgte ein Engagement bei dem Circus Salomonski, das uns abermals in zahlreiche Hauptstädte des Kontinents führte. Ich verdiente damals monatlich 6000 Mark.

Dann begann die außerordentlich gewinnbringende Periode meiner Engagements bei zahlreichen Spezialitäten-Theatern. Es war dies damals die goldene Zeit jener Institute. Mein Mann begleitete mich zur Ausführung der oben erwähnten Tricks. Wir gingen zuerst nach Konstantinopel und zwar kurz vor Ausbruch des russisch-türkischen Krieges, während dessen Dauer wir in der Hauptstadt des türkischen Reiches blieben. Nach dem Zustandekommen des Waffenstillstandes und des Vertrages von San Stefano ließen die Generale von Töleben und Stobelew, die mich in Petersburg gesehen hatten, mich bitten, zu der russischen Armee herüber zu kommen, und dort eine Vorstellung zu geben. Es war ein denkwürdiges Moment. Nach dem Auftreten tafelten die Generale und das Offizierskorps der russischen Armee in einem benachbarten Garten. Dort wurde auf Vorschlag des Generals Stobelew zu meinen Gunsten ein Zeller aufgestellt, bei dem ein Beamer des russischen Konsulats Wache hielt. General Stobelew warf als erster eine Rolle von 1000 Imperialen (20,000 Fr.) im Namen der Armee auf den Keller; die anderen folgten seinem Beispiele. Im Ganzen brachte mir der Tag 42,000 Mark ein.

Von Konstantinopel unternahm ich eine Tournee, die mich zunächst zu Reng nach Hamburg, dann in die von Großtopf geleitete Walschalla nach Berlin, später nach Breslau, Dresden, Madrid, Kopenhagen und nach Holland führte. Dazwischen trat ich in Paris und zwar in der Weltausstellung, die damals dort stattfand, auf.

In diese Zeit fällt auch meine Begegnung mit Kaiser Wilhelm dem Ersten. Es war in Ems, der Kaiser hatte meinem Auftreten beigewohnt und kam, als ich im Lobengrinstium die Treppe zum Podium herabstieg, auf mich zu, um mir seine besondere Zufriedenheit mit meinen Leistungen, von denen er mit Interesse Kenntniß genommen habe, auszudrücken.

Am folgenden Tage wurde ich in das Hotel, in dem der Reichskanzler Fürst Bismarck abgestiegen war, beschieden. Der Fürst erkundigte sich eingehend nach meinem artistischen Bildungsgang und den Kunstgriffen, durch die man betartige Leistungen zu Wege bringt.

Nach meinem nochmaligen Auftreten in Konstantinopel war eigentlich meine glücklichste Zeit vorüber. Mein Mann erreichte sich mit Hilfe des von mir erworbenen Geldes — im

Ganzen hatte ich ihm etwa 500,000 Mark eingebracht — den Circus Frankloff ein. Ich arbeitete nach wie vor mit dem größten Erfolge, doch gestaltete sich unser eheliches Verhältniß sehr traurig. Schließlich kam es so, daß mein Mann mir eines Tages nach dem Hotel, in dem wir wohnten, die schriftliche Mittheilung sandte, daß er sich von mir scheiden lassen wolle und mich mit der Peitsche aus dem Circus vertreiben würde, falls ich mir einfallen lasse, in denselben zurückzukehren.

Ich war untröstlich. Stand ich doch absolut rath- und hilflos da. Ich war mit meinem Manne eingearbeitet, und es wäre mir nach zehnjährigem gemeinsamen Auftreten schwer geworden, einen Partner zu finden, der sich mit gleicher Sicherheit jeder Bewegung meinerseits in luftiger Höhe angepaßt hätte. Dazu befanden sich meine sämmtlichen Kostüme und Apparate in seiner Hand.

Ich übergebe die folgende Zeit mit den furchtbaren Demüthigungen, die sie mir brachte. In Preshburg brach die Katastrophe über uns herein. Mein Mann wurde auf Grund eines von Breslau her hinter ihm erlassenen Steckbriefes verhaftet. Er verbreitete sich unter der Truppe das Gerücht, ich hätte ihn denunziert. Der wahre Denunziant war, wie sich später herausstellte, einer unserer Geschäftsführer.

Es folgten furchtbare Szenen. Des Abends, nach der Vorstellung, drangen die Leute auf mich ein. Es war im Freien; ich war gewarnt worden und führte einen Revolver bei mir. Mit dem Hüden gegen einen unferen Wagen gelehnt, sah ich ihrem Angriff entgegen; die schußbereite Waffe hielt ich ihnen entgegen und drohte, den zu erschließen, der zuerst Hand an mich legen würde. Niemand wagte es; doch unsere böhmischen Musikanten nahmen ihren Weg zwischen den Rädern des Wagens hindurch und ich wäre das Opfer ihrer Wuth geworden, wenn nicht im entscheidenden Moment Hilfe gekommen wäre. Eine Hamburger Kollegin, Elise Bonnet — sie trat unter dem Namen Miß Leona in meinem Fach auf und war engagirt worden, um mich nach meiner Verdrängung aus dem Circus zu ersetzen — war rechtzeitig zur Polizei geeilt und hatte Mittheilung von der Gefahr gemacht, in der ich mich befand. So wurde ich befreit. Elise Bonnet hat damals und auch weiterhin sehr freundschaftlich und treu mir gegenüber gehandelt.

Bald darauf wurde unser Circus, der inzwischen an ein Mitglied unferer Truppe verschoben worden war, um ihn den Gläubigern meines Mannes zu entziehen, von der Menge demolirt. Der neue Besitzer hatte seine Thätigkeit damit eröffnet, daß er mir definitiv die Thüre wies. Auf den Anschlagzäunen war aber mein Auftreten angekündigt und das Publikum wollte mich sehen. Der Geschäftsführer erklärte von der Menge aus, er hätte ein nochmaliges Auftreten verweigert, weil ich mich für zu gut hielt, in der kleinen Stadt mich abermals zu produzieren. Ich hatte mir zum Zuschauertraum Zutritt zu verschaffen genutzt und sprang bei diesen Worten des Gläubigers, der mich um mein Gut gebracht, meinerseits in die Menge hinab. In kurzen Worten legte ich den wahren Sachverhalt klar, ein furchtbarer Tumult entstand, die Menge drang auf meinen Gegner und seine Leute ein und in kurzer Zeit war das Haus — ein leichtes Holzgebäude — mit allen Geräthen, Kostümen u. s. w. ein wüster Trümmerhaufen. Das war das Ende des Circus Frankloff.

Ich suchte noch einmal meinen Mann auf, der damals im Preshburger Gefängniß seiner Ueberführung nach Breslau entgegen sah. Es war unsere letzte Unterredung. Bald darauf wurde er nach Breslau gebracht und dort nach neuromonachischer Untersuchungshaft freigesprochen.

Ich hatte unterdessen mir eine neue Stellung geschaffen. Die Preshburger Turner halfen Elise Bonnet und mir aus der Noth. Sie veranstalteten eine Vorstellung, bei der wir auftraten und die uns 200 Gulden einbrachte. Die für uns angeschafften Tricots und Geräte erhielten wir zum Geschenk.

Ich unternahm mit Miß Leona Bonnet, mit der ich mich gut eingearbeitet hatte, Reisen nach den größeren Plätzen, und wir fanden überall willig Engagement. Wir sahen bei gemeinsamen Auftreten sehr gut aus, sie eine helle Blondine, ich brünett.

Da sollte meine Thätigkeit als Artistin ein jähes Ende finden. Mein Mann war nach seiner Freisprechung nach Berlin geeilt und hatte der dortigen Centrale, dem Vorstand des Ar-

tistenvereins, die Mittheilung gemacht, daß ich ihn aus Rachsucht denunzirt hätte. Ich habe später eine Zuschrift der Breslauer Staatsanwaltschaft erhalten, die mir das Zeugniß ausstellte, daß die gegen meinen Mann erstattete Strafanzeige nicht von mir ausgegangen ist. Damals konnte ich mich noch nicht durch das amtliche Zeugniß vertheidigen, meinem Manne wurde Glauben geschenkt und ich selbst wurde boycottirt. Es wurde erklärt, daß kein Direktor mich mehr engagiren, kein Agent mehr für mich arbeiten dürfe. Damit war ich brodelos. Ich versuchte nun, unter meinem neuen Namen aufzutreten. Ich wurde Sängerin und brachte eine Tyroler Volks-sängertuppe zusammen. In Riga wurde ich vom Direktor Salamonski in dem Lokal, in dem ich auftrat, zufällig erkannt. Damit war ich von Neuem unmöglich.

Damals beschloß ich in meiner Verzweiflung, zu sterben. Es war zu Weihnachten. Ich verschluckte die Kruppen von drei Schachteln Phosphorstreichhölzern. Ich starb nicht, aber ich erkrankte schwer. Die Folgen jener Erkrankung sind noch heute dadurch zu bemerken, daß das Weiß meiner Augen gelblich gefärbt ist. Nach meiner Genesung wollte ich nach Deutschland, es fehlte mir aber an dem nöthigen Geld. Schließlich erwirkte ich mir von dem Kapitän eines Schiffes, das nach Stettin fuhr, die Erlaubniß, auf dem Verdeck die Ueberfahrt mitzumachen. Ich war noch sehr leidend, es war kaltes, stürmisches Wetter, und ich mußte mich durch Strohmatten, die an Bord umherlagen, gegen die Unbilden der Jahreszeit schützen. Halb todt kam ich in Stettin an. Von dort habe ich den Weg nach Berlin zum größten Theil zu Fuß zurückgelegt. Ich sprach bei den Artisten, die ich unterwegs traf vor, und erhielt die übliche Wegezeigung. Mangelhaft bekleidet — ich trug nur einen Untertrock, weil ich mein letztes Kleid in Riga verkauft hatte, darüber einen Regenmantel — um den Kopf ein Spigentuch, meine Schuhe waren völlig durchlöchericht — kam ich in Berlin an. So stellte ich mich dem Vorstehen des Artistenvereins vor und zeigte ihm den unterdessen erhaltenen Brief der Breslauer Staatsanwaltschaft als Beweis meiner Unschuld. Er erschrak über meinen Anblick und verschaffte mir durch eine Klette 50 Mark als erste Hilfe.

Damit half ich mir nach Ober-Bayern durch, wohin mich eine einst als Mitglied der verunglückten Tyrolertruppe von mir engagirte Sängerin zu kommen gebeten hatte. Sie nahm mich in Miesbach, wo sie ansässig ist, bei sich auf; ich ernährte mich, indem ich den Bergbewohnern die Wäsche wusch, Strümpfe spopfte und Tabaksbeutel strickte. Dann fand ich ein Engagement nach der Schweiz, und zwar als Sängerin. Mein Gehalt belief sich auf 150 M. pro Monat. Es war nichts mehr mit mir. Krankheit, Mangel an Uebung und Noth hatten bewirkt, daß ich völlig zurückgekommen war. Ich wurde entlassen. Und auch als Gymnastikerin konnte ich mir, obgleich ich es versuchte, nicht mehr fortthun. So kehrte ich abermals völlig mittellos nach Berlin zurück.

Hier fand ich nach mancherlei neuen Zerrfahrten bei guten Leuten in der Reichenbergerstraße Quartier. Sie kreditirten mir beinahe für ein Jahr lang den Betrag für die Kost. Ich erlernte das Nähen von Blousen und verdiente damit schließlich 7-8 Mark wöchentlich bei angestrengtester Thätigkeit. Ich lebte nur von Brod und Schmalz, um meinen Wirthsleuten wenigstens etwas geben zu können, aber nichtsdestoweniger bin ich ihnen noch viel schuldig. Dann fand ich Gelegenheit, das Mäntelnähen zu erlernen; gleichzeitig siedelte ich in meine neue Wohnung über. Ich verdiene jetzt bis 80 M. monatlich und habe mich, wie sie sehen, so ziemlich erholt. Freilich arbeite ich Tag und Nacht. Kümmerlich genug geht es bei mir zu, da ich aus der Zeit des Glendes noch zu viel kleine Schulden abzuzahlen habe. Von meinem Mann bin ich nun ungefähr seit Jahresfrist geschieden.“

Unser Mitarbeiter hat Frau Schwandke, welche die vorstehende Erzählung zuerst in einer durch die Situation erklärlichen Aufregung, später ruhig und mit großer Klarheit in der Darstellung vorgebracht hatte, ihm den von ihr bewohnten Raum zu zeigen. Er wurde in ein sauberes, schmales, eisenferdiges Zimmer geführt, vor dem tief unten ein gewaltiger Arbeitshof, den kleine Gebäude umgeben, sich ausbreitete. Die ehemalige Artistin, die vielleicht in der Höhe, in der es liegt, ei-

nen Anklang an frühere Verhältnisse finden mag, benoht das Zimmer gemeinsam mit einem jungen Mädchen, das gleichfalls zu dem großen Heere der Berliner Hausarbeiterinnen gehört. Zwei grün bezogene Betten, auf menmänteln umherlagen, füllten den größten Theil des Raumes aus. Ein Bücherbrett haben die beiden Inhaberrinnen der Schlafstelle mit ihren kleinsten Schätzen, Knipsachen u. s. w. gemeinsam gesammelt. Nichts aber erinnert an die Miß Wanda der Vergangenheit, als ein Miniaturgemälde, welches das Brustbild der Artistin in der ersten Zeit ihres Ruhmes darstellt. Miß Wanda war, als es von einem jungen Künstler mit flüchtigen Pinselstrichen auf die Leinwand geworfen wurde, zwanzig Jahre alt. Die Züge, die es wiedergibt, sind von überraschender Schönheit.

Luna, der Insurgenten-Chef.

Erst vor wenigen Tagen wurde es, wie der „Hamburger Correspondent“ mittheilt, in Madrid allgemein bekannt, daß Luna der Kämpfer, einer der wildesten, erbittertesten Kämpfer gegen die Herrschaft Spaniens und der Philippinen, der Juan Luna Novicio sei, den ganz Spanien als einen seiner besten, hervorragendsten, gewaltigsten Männer fast zwei Jahrzehnte lang gefeiert hat. Der Lebenslauf dieses Mannes, der übrigens durchaus nicht als Ausnahmefall anzusehen, ist entschieden neben der Unfähigkeit der Gouverneure in den Kolonien ein der tragischsten Momente in dem furchtbaren Kampfe, der Spanien ungezählte Opfer aberlangt. Luna, ein Eingeborener der Inselgruppe, kam als ganz junger Mensch nach Madrid, wo er in Aledo Vera — dem heutigen Direktor der spanischen Akademie der schönen Künste in Rom —, der bereits vor 30 Jahren in den dortigen Künstlerkreisen tonangebend war, einen väterlich wohlwollenden Lehrer und Protektor fand. Aledo Vera, der das große Talent des jungen Luna sofort erkannte, ermöglichte diesem nicht nur ein solches, auf durchaus künstlerischer Basis beruhendes Studium der Malerei, sondern er führte seinen Schützling gleichzeitig in die exklusivsten aristokratischen Cirkel der Hauptstadt ein, die sich dem Abkömmling der fast völlig unwillkürten, halb barbarischen Urvölker der Kolonien sonst nie geöffnet hätten. Nachdem Luna in Madrid die Religion, die Sitten und Gebräuche, die ganze Kultur der neuen Heimath in sich aufgenommen, siebete er für einige Jahre nach Rom über. Hier entstand unter vielen anderen sein weit über Spanien hinaus bekanntes Bild: „El Espoliarium“, in dessen völlig durch Liebe und Verzeigung verklärter Heilandsgestalt man die Offenbarung eines großen Genies erkannte und feierte. Maler und Gemälde wurden mit frenetischem Jubel in Madrid empfangen, Luna Novicio war der Held des Tages. Bald darauf führte ihn sein unruhiger Geist, der auf neue Lorbeeren, auf Ruhm und Reichthum ausging, nach Paris, wo sein Name nicht nur durch seine Kunst, sondern auch durch einen Ehrenhandel, der übrigens mit einem richtigen Nord viel Ähnlichkeit hatte, ebenso populär wurde wie in Madrid. Luna wurde vor die Affisen gestellt, aber seine Freisprechung erfolgte. Sein Vertheidiger hatte es verstanden, in einer hinreichenden Weise die Richter davon zu überzeugen, daß der Maler, der Sohn einer heilblütigen Rasse, der von Kindheit an mit der Waffe umzugehen gewohnt war, im Affekt seiner Leidenschaft naturgemäß gar nicht anders hätte handeln können, daß es für ihn durchaus selbstverständlich war, wenn er seine angetastete Ehre mit Blut reinwasche.

Durch diese Episode erhielt er bei den Spaniern, die wohl fast ausnahmslos so gehandelt hätten, einen neuen Strahlenglanz. Seine Werke fanden reichenden Absatz. Nicht nur alle reichen Kunstliebhaber und bedeutenden Privatgalerien, sondern auch der Senat und das Nationalmuseum erwarteten seine Gemälde, er galt als einer der bedeutendsten Maler der Nation, seine Herkunft, seine Abstammung waren völlig verwischt und vergessen, er galt als Spanier.

Da packte ihn plötzlich vor etwa drei Jahren die Sehnsucht nach dem Heimathlande. Er wollte und mußte die längst gelockerten Feste der Familienbande wieder befestigen, sagte er seinen spanischen Freunden, als er sich nach den Philippinen einschiffte. Die erste Stunde, die von ihm nach Madrid drang und die ihn als einen der Hauptpropagandisten nannte, wurde dort so lange mit Unglauben und Zweifel

aufgenommen, bis sie sich buchstäblich bewahrheitete. Luna Novicio dankt seinem zweiten Vaterlande, das ihm Erziehung, Kultur, Vorbeeren und Reichthum gab, mit einer wilden, verwegenen Empörung, mit lobendem Hass.

Deutsche Agitation in Belgien.

Der „Deutsche Verein zur Hebung und Pflege der Muttersprache im deutschredenden Belgien“ hat seine erste Schrift unter dem Titel „Das deutsche Belgien und der Acloner deutsche Verein“ erscheinen lassen. Die Mittheilungen, die sie über den Stand der Deutschbewegung unter den 50,000 Belgiern deutscher Zunge enthält, sind im Allgemeinen sehr erfreulich. Der Verein besteht allerdings schon seit drei Jahren, ist aber erst im Dezember vorigen Jahres zum ersten Mal in der Öffentlichkeit aufgetreten, und seine jetzige Veröffentlichung wird jedenfalls dazu beitragen, ihm neue Anhänger zu verschaffen. Man bezeichnet Belgien meistens als ein zweisprachiges Land, welches in eine größere flämische und eine kleinere wallonische Hälfte zerfällt. Im südöstlichen und östlichen Theile des Landes giebt es aber eine Gegend, deren Bevölkerung von jeher deutsch war und sich noch jetzt der deutschen Muttersprache bedient. Sie nimmt die beiden Kreise Arlon (Arel) und Metzlog fast vollständig ein und behauptet sich trotz einer sechzigjährigen Verwallung sogar noch in der Hauptstadt der Provinz Arlon. Von jenen beiden Kreisen an bis nördlich in der Nähe von Aachen ziehen sich dicht an der politischen Grenze noch 12 deutschredende Gemeinden einschließlich 3 Dörfern hin. Im Ganzen enthält Deutsch-Belgien 29 Gemeinden und 5 Sektionen. Natürlich können jetzt nicht mehr alle Einwohner dieser Ortshafte zu dem deutschen Stamme gerechnet werden, da bereits vielfach Wallonen eingewandert sind. Auf dem Lande wird in den Schulen und Kirchen noch deutsch gesprochen, doch wurde amtlicherseits das Aufkommen des Französischen bisher begünstigt. In Arlon selbst, dieser deutschen Stadt, giebt es jedoch keine Schule mehr, in welcher die deutsche Sprache noch in betriebiger Weise gelehrt würde. In dem Bericht des Deutschen Vereins wird darüber bitter Klage geführt: „Die Eltern, welche wünschen, daß ihren Kindern der Elementarunterricht in deutscher Sprache erteilt werde, können hierin keine Genußthung erhalten. Eine Behandlung dieser Art erfahren nur besetzte Völker, wie etwa die Russisch-Polen. Hier in Belgien sollten solche mißlichen Zustände nicht aufkommen, da wir Deutsch-Belgier ja keine Besetzten, sondern, wie die übrigen Belgier, eines selbständigen Vaterlandes Kinder sind.“

Seitdem die Deutsch-Belgier angefangen haben, sich zu rühren, finden sie auch in amtlichen Kreisen bereits Beachtung. Als vor einiger Zeit in den gesetzgebenden Kammern das neue Schulgesetz berathen wurde, forderte sogar der Abgeordnete für Neufchateau, Seyman, ein Wallone, für die Muttersprache der Deutsch-Belgier den ihr gebührenden Platz im Volkunterricht, und der Minister des Unterrichts, Schollaert, gab eine entsprechende Zusage. Auch wurde in das Gesetz über die Gemeindevorstände eine Bestimmung aufgenommen, daß die Mitglieder der Wahllisten der deutschen Gegend den verlangten Eid in deutscher Sprache ablegen dürfen.

Das ist immerhin schon ein Erfolg, und vielleicht wird auch der Ruf nach deutschen Beamten, das heißt solchen aus der betreffenden Gegend, beachtet werden. Bis jetzt werden nämlich meistens wallonische Beamte dorthin geschickt.

Schnurten aus dem Schriftstellerleben.

A.: „Ich bin diese Nacht bestohlen worden.“
B.: „D, Du belagertenwerther Mensch!“

A.: „Ein Dieb hat mir eine ganze Anzahl neuer Besichte gestohlen.“
B.: „D, Du belagertenwerther Dieb!“

A.: „Diese Woche habe ich besonders Glück gehabt. Zwei Romane und ein Schauspiel habe ich an den Mann bringen können. Ist Dir das auch schon passiert?“

B.: „Passirt noch nicht, aber gelogen habe ich es auch schon.“